In freier Stunde

# Sohr, der Herr

## Roman von Arno Franz

(1. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) 

Sie hatte es sich überlegt. Großsteinau verlassen — nein! In Sohrs Nähe hatte sie Ruhe gefunden. Sie hatte ihn oft gesehen, denn ihre Felder grenzten aneinander. Gesprochen hatte sie ihn während der zwei Jahre ihres Daseins nur ein einziges Mal.

Aber Claus Kaden, Sohrs Sohn aus erster Ehe seiner Frau, war jeden Tag herübergekommen und hatte vom Vater erzählt.

Nein, nicht verkaufen! Nie!

Der liebe Junge sollte weiter zu ihr kommen und von daheim plaudern.

Der Junge hatte jeden Abend, wenn er wieder da hinüberging, unsichtbar ihr armes wundes Herz in seinen kleinen Händen mit sich fortgetragen.

*

„Was wird nun, Grete?" hatte nach Wochen der Vater gefragt. „Ich möchte wissen, woran ich bin. Den Erich Wetter hab' ich schon gesprochen."

„Freundlich von dir, daß du es tatest. Dann schick ihn mir nach Feierabend", hatte Grete geantwortet und der Alte hatte hinzugesetzt: „Das ist vernünftig!"

Natürlich vernünftig, hatte Grete gedacht. Sehr vernünftig ist das. Hier geschieht ja alles nur mit Vernunft. Das Herz wird ausgeschaltet. Ganz bestimmt wird es nicht gefragt. Es hat nichts zu sagen. Es ticktackt in der Brust und pumpt das Blut durch den Körper.

Basta! Schluß!

*

Und Erich Wetter war gekommen. Nicht schüchtern! Strahlend und siegessicher!

Und hatte von Liebe zu sprechen begonnen.

Grete hatte ihn aber so sonderbar angesehen, daß er mitten im Satze den Mund geschlossen hatte. So betroffen war er gewesen.

„Liebe? Liebe?! — Wer spricht denn von Liebe!" hatte Grete erwidert. „Wir heiraten. Das ist alles. Du bekommst hundertfünfzig Morgen Land und was sonst noch dazu gehört. Weiter nichts!"

„Und dich!"

„Und mich — hm, ja. Natürlich! — Das aber ist nicht der Rede wert. Besprich dich mit Vater und bestelle das Aufgebot.

„Und wen soll ich zur Hochzeit bitten?"

Einen Moment nur hatte Grete sinnend gestanden, dann hatte sie erwidert:

„Außer Claus Kaden niemand!"

„Niemand? — Aber ——"

„Gar nicht aber! Noch bin ich nicht verheiratet, noch habe ich meinen Willen, noch kann ich bestimmen. Es wird wie ich es will oder es wird gar nicht."

Erich Wetter hatte nur bedauernd die Schulter heben und sich widerspruchslos bescheiden können.

*

Und dann hatten sie Hochzeit gehalten. Die hatte einer Leichenfeier nicht unähnlich gesehen.

Nach dem Gottesdienst sollte die Trauung sein, hatte Grete bestimmt, weil sie geglaubt hatte, da mit ihrem Bräutigam, dem Pastor, den beiden Zeugen, Claus und ihrem Herzeleid allein sein zu können.

Aber als der Gottesdienst vorbei gewesen war, war keiner der Andächtigen nach Hause gegangen. Diese Trauung hatten alle sehen wollen. Die Steinauer und die Finkenschlager! Kirchenstühle und Emporen waren bis auf den letzten Platz besetzt gewesen.

Pastor Lachmann hatte seine Predigt beendigt gehabt, die Brautleute zusammengegeben, ihre Ringe gewechselt und den Segen gesprochen. Wie bei jeder Trauung.

Dann hatte Rektor Wohrhardt den Hellerschen Choral gespielt. Wo du hingehst, da will ich auch hingehn. — Auch wie bei jeder Trauung.

Dann aber war etwas eingetreten, dessen je erlebt zu haben, sich niemand entsann.

Als nämlich der letzte Ton verklungen gewesen war, war Claus Kaden zu Grete getreten und hatte ihr glückwünschend die Hand geküßt.

Wie ein richtiger Kavalier. Und Grete hatte den Jungen in die Arme genommen, an die Brust gedrückt und war — wie eine Flamme verhaucht — bewußtlos an den Stufen des Altars zusammengesunken.

Man hatte sie nach Hause tragen müssen.

Das war ihre Hochzeit gewesen.

Als Rektor Wohrhardt sich nur noch allein in der Kirche befunden hatte, hatte er nochmals die Register seiner Orgel gezogen und ganz leise das Heinesche Lied gesungen, das von Schumann vertont war:

Der Jüngling liebt ein Mädchen,
Das hat einen andern erwählt.
Der andre liebt eine andere,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen nimmt aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen.
Der Jünglang ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiert,
Dem bricht das Herz entzwei.

Und der Bälgetreter Karl Beck, der nicht der Klügste war in Großsteinau, hatte auf dem Heimwege zum Rektor gesagt:

„Der hat's auch das Herz zerbrochen, der Grete! Denken Sie nicht allweil wie ich, Herr Rektor?"

Und der Rektor hatte ihm Recht gegeben.

*

Nun war Grete schon seit zehn Jahren Frau Wetter.

1

„Offen und ehrlich, mein lieber Junge — feig bist du! Nichts weiter als feig", sagte Friedrich Karl Sohr, der Herr von Finkenschlag, zu seinem Sohne Claus Kaden, der der ersten Ehe seiner Mutter entstammte und ziemlich betreten dem „alten Herrn" ins Gesicht sah.

Claus Kaden studierte in Berlin und hatte soeben — wie man das zweckmäßigerweise immer erst wenige Stunden vor der Abreise tut — Schulden und andere unerfreuliche Dinge gebeichtet. Nicht das erste Mal. Schon oft.

Immer hatte der Stiefvater, der ihm wie ein leiblicher Vater war, in den Beutel gegriffen und schweigend bezahlt. Heute ausnahmsweise aber nicht.

Die Beichten Claus Kadens hatten regelmäßig mit der Versicherung geendet: „Es soll nicht wieder vorkommen." Und als er auch heute wieder diese Versicherung gegeben hatte, waren die gefürchteten Falten auf der Stirn des Vaters erschienen und jene Worte gefallen, die den Jungen aufblicken ließen.

„Feig? — Du urteilst hart", sagte er nach peinlichem Schweigen.

Sohr neigte zweifelnd den Kopf zur Seite und sah seinen Jungen lange an. Dann stand er plötzlich auf, legte ihm den Arm um die Schulter und schob ihn zur Tür.

Diese öffnete er.

Er sagte:

„Feig sind alle diejenigen, die dem Erkannten nicht gerade entgegengehen, sondern in Angst und Bangen um das Erkannte herumschleichen. Das überleg' dir mal, mein Sohn."

Damit drängte er ihn sanft über die Schwelle und schloß die Tür.

*

Im Garten unterm Nußbaum, da, wo sein Vater als Knecht so oft gesessen hatte, saß Claus und dachte nach über die harten Worte seines „alten Herrn".

Er empfand, daß sie gut gemeint waren. Das linderte den Schmerz über die Erkenntnis ihrer Richtigkeit. Aber wenn auch, es blieb doch von diesem Wehgefühl ein bitteres Restchen zurück.

Erkanntes Unrecht und erkannte Schwäche können nicht ausgelöscht werden. Nach Jahren und Jahrzehnten noch verursacht das Erinnern wehe Stunden.

Claus ballte die Hände zu Fäusten. Nicht vor Wut, aber aus Scham.

Zehnmal schon hatte er dem Vater versprochen, sich zu ändern, den Leichtsinn zu bekämpfen, festzubleiben den Freunden gegenüber, ernstlich zu arbeiten und der kleinen Ellis zu entsagen, die die Tochter seiner Wirtin war.

Das Festbleiben glückte manchmal, das Arbeiten auch, das Entsagen aber war gar zu schwer. Das brachte er nicht fertig.

Ja, wenn Ellis nicht so lausbubenhaft frech, so mondän elegant und so hübsch gewesen wäre und nicht jeden Tag um ihn, vielleicht wäre das Entsagen geglückt. Aber so!

Wie hatte doch der Vater gesagt, als er ihn auf seiner Berliner Studentenbude zum ersten Male besuchte und das kleine Mädchen auf dem Schreibtisch sitzend und mit den Füßen baumelnd vorfand?

O, er wußte es noch genau! Wörtlich sogar wußte er es!

„Alles darf ein Weib sein", hatte er geäußert, als Ellis das Zimmer verlassen hatte. „Es darf häßlich, robust, arm, taub und blind sein. Nur eines nicht. Nämlich dumm!"

Von dem, was man notwendiges Wissen nennt, hatte sie keine Ahnung.

„Sie kann kaum das kleine Einmaleins und läßt Petersburg in Spanien liegen", hatte der Vater scherzend bemerkt, dann aber sehr ernst hinzugesetzt: „Mit einer goldenen Gans kannst du immerhin ein Stück Weges gehen, mit einer dummen aber kommst du kaum über die Straße. Und das ist nicht weit!"

Wie er recht hatte, der Vater! Ellis war dumm! Sie war rührend dumm. Aber diese Dummheit gefiel ihm. Er fand sie drollig in ihrer Unwissenheit. Wenn sie die unsinnigsten Fragen tat, konnte er sie küssen vor Freude.

Uebrigens konnte er das auch sonst.

Nein, er mochte sie nicht lassen.

Das wollte er dem Vater sagen!

*

„Nun, mein Sohn", fragte Sohr seinen Einzigen, als dieser wieder bei ihm eintrat, „was bringst du mir denn Schönes?" und wies ihm einen Sessel zum Sitzen an. „Hast du dir meine Worte überlegt?"

„Ja, Vater", antwortete Claus und nahm Platz. „Du nanntest mich feig, weil ich Erkanntem aus dem Wege ginge. Das letztere stimmt nur bedingt. Du sollst sehen, daß ich mich ändere. Ich werde solid werden und werde arbeiten. Aber von Fräulein Kuppke lasse ich nicht, weil ich das nicht kann. Ich liebe sie."

Da lächelte Sohr.

„Also doch ein gewisser Mut", sagte er anerkennend. „Freut mich! Du weißt, ich habe für Courage etwas übrig. Und dennoch kann ich meine Aeußerung vorläufig noch nicht zurücknehmen. Nur Beweise überzeugen mich noch."

„Ich werde sie erbringen."

„Ich hoffe es, würde sie aber an deiner Stelle doch nicht so bestimmt in Aussicht stellen."

„Du zweifelst also immer noch?"

„Muß ich nicht, mein Junge?! — Wie oft hast du freiwillig Wandlung und Besserung versichert und nicht wahrgemacht. Das war unklug von dir. Man soll Versprechungen nur geben, wenn man sicher weiß, daß man sie halten kann. — Ich war auch mal jung, mein Lieber. Das hab ich, Gott sei Dank, bis heute nicht vergessen und deshalb habe ich dir auch noch nie Versprechungen abgefordert. — Ich war auch leichtsinnig. Leichtsinniger noch als du bist. Daß ich das war, wußte ich aber damals schon und wußte es, ohne daß es mir jemand zu sagen nötig gehabt hätte. Deshalb habe ich in deinem Alter auch niemanden etwas versprochen, wenigstens nicht Dinge, die auf dem Gefühl basieren."

Sohr machte eine Pause. Dann begann er wieder und es war etwas wie Uebermut in seiner Stimme:

„Es wär mir viel lieber gewesen, wenn du deine Bekenntnisse mir gegenüber etwa so vorgetragen hättest: Also, da bin ich wieder, mein lieber Vater. Natürlich mit Schulden. Wie immer. — Bitte bezahl' sie. Auch

wie immer. Du kommst dann nicht aus der Gewohnheit. Sei bitte so freundlich, dich auf ähnlichen Ueberraschungen vorzubereiten, wenn du mir den Monatswechsel nicht erhöhst. Ich kann mit zweihundert Mark beim besten Willen nicht auskommen, dieweil ich mir die Hörner noch nicht abgestoßen habe. Jede Operation kostet Geld, die schmerzlose besonders, und runter müssen die Dinger, wenn ich ein brauchbarer Mensch werden soll. Besuch mich vier Wochen und überzeuge dich, daß Berlin teurer ist als Finkenschlag."

„Ja du — du hättest das deinem Vater gesagt, aber ich! — Dir so etwas zu sagen, fehlt mir der Mut."

Das sagte Claus sehr aufrichtig und fest. Aber als er den Vater ansah, erschrak er vor dessen todernstem Gesicht.

„Das ist schlimm, mein Junge", antwortete Sohr, „sehr schlimm sogar. Es ist mehr als Enttäuschung. Es ist die Bankrotterklärung meiner Erziehungskunst."

Claus erschrak noch heftiger. Er suchte sich zu verteidigen. Gequält brachte er seine Erklärung hervor.

„Du verstehst mich falsch, Vater. Ganz falsch! — Ich habe grenzenloses Vertrauen zu dir, aber auch grenzenlosen Respekt. Dein Format ist so groß, daß mich sein Schatten erdrückt. Vor deinem untadeligen Charakter kann ich zurzeit nicht bestehen, deshalb —!"

Verlegen schwieg er. Dann setzte er hinzu:
„Du verstehst mich, Vater."

„Schafskopp", sagte Sohr unter Lachen. „Großer Junge, der du bist!" faßte seine Hände und zog ihn auf seinen Schoß.

„Komm mal her", ermunterte er und hielt seinen Jungen umfaßt, wie er das mit ihm als Kind täglich getan hatte.

Dabei fühlte er in Claus' Körper einen Widerstand gegen diese Umarmung.

In ihm selbst war Fröhlichkeit. Er wußte, daß er diesen Widerstand, den nur die ungewohnte Situation geweckt hatte, auslöschen würde.

„Brauchst mich nicht anzusehen, Junge, wenn es dich geniert. Guck zum Fenster hinaus. Aber wir müssen mal ernst und vernünftig zusammen reden. Es muß klar werden zwischen uns. So wie bisher geht das nicht mehr, mein Kleiner. — Sag mal, wie alt bist du eigentlich?"

„Neunzehn!"

„Schau, schau, schon neunzehn. Wie die Zeit vergeht! War ich auch mal", plauderte Sohr und sagte, als ob er sich selbst frage? „Was habe ich damals doch gleich ausgefressen? — Das soll man nun noch wissen, da dein Alter damals immer etwas anstellte. Soviel anstellte, daß er das zeitlich gar nicht mehr auseinanderhalten kann. Es ging auf keine Kuhhaut. Und es waren immer Dinge, die toll waren, oft leichtsinnig, fabelhaft leichtsinnig sogar, aber nie schlecht. Mein alter Herr hätte mich windelweich geschlagen, wenn sie das gewesen wären. Notabene, wie ich dich übrigens auch."

Claus' Gesicht hellte sich auf.

Sohr sprach ganz ruhig weiter.

„Die Streiche waren — ebenso wie die deinen — dem Leichtsinn, der Schwäche, der Gutmütigkeit oder einem gewissen Kraftgefühl entsprungen. Je nachdem. — Ich werde mir meinem sonst so verständigen Jungen gegenüber nichts vergeben durch Nennung einiger Beispiele.

(Fortsetzung folgt)

# Das verlorene Paradies

Erzählung von K. Hofer.

Bei Jünemanns war ein kleines, bedrucktes Pappstückchen die Ursache, das Frau Jünemann beim Frühstück ihrem Gatten überreichte. „Ich fand das beim Reinigen deines Anzuges in der Westentasche", sagte sie. „Darf ich fragen, was das zu bedeuten hat?"

Jünemann zuckte zusammen, da seine Nerven wieder einmal versagten. Seitdem er seine gutgehende Bäckerei in der heimatlichen Kleinstadt verpachtet hatte und in die Großstadt übergesiedelt war, klappte es mit seinen Nerven nicht mehr recht, und der Arzt hatte Luftveränderung für ratsam gehalten. — „Ja, richtig", erklärte Jünemann, „ich hätte das beinahe vergessen. Ich habe nämlich gestern abend beim Skatspielen Kaulitz gewaltig hineingelegt. Und da er nicht genügend Geld bei sich hatte, bot er mir die Karte an. Er hat da an einer Wochenendfahrt ins Blaue teilnehmen wollen. Wie er sagt, ist ihm etwas dazwischengekommen, und da dachte ich . . ." — „Aha!" machte seine Frau. „Und da dachtest du, ich ließe dich allein irgendwohin fahren, nicht wahr?"

„Aber man kann doch die Karte nicht verfallen lassen . . ." wandte er ein. „Oder willst du etwa Gebrauch davon machen? Ich mache mir ohnehin aus solchen Sachen nichts. Wer weiß, in welches langweilige Nest man da verschlagen wird."

Frau Jünemann schien angestrengt nachzudenken. „Ich hab's", verkündete sie plötzlich. „Wie ich Herrn Kaulitz kenne, würde er niemals eine solche Fahrt mitmachen, ohne seine Frau mitzunehmen. Wahrscheinlich besitzt sie also ebenfalls eine Karte, die sie uns sicherlich abgeben würde."

„Also gut", entschied der Mann. „Meinetwegen rufe Frau Kaulitz an, und wenn sie dir ihre Karte überläßt, fahren wir zusammen."

Frau Kaulitz hatte sich nach einigem Zögern bereit erklärt, zugunsten ihrer Freundin auf den Ausflug zu verzichten.

Am Sonnabend saßen Jünemanns in einem geräumigen, bequemen Reiseautobus und fuhren durch den herrlichen Sommertag einem unbekannten Ziel entgegen. Bald hub unter den erwartungsfrohen Insassen des Wagens ein Rätselraten an über dieses Ziel. Aber alle von den Reisenden aufgestellten Vermutungen erwiesen sich als irrig. Der Wagen hielt in Klingenheim. Mitten auf dem Marktplatz. Man stieg aus. Auch Herr Jünemann kletterte aus dem Wagen. Seine Glieder wären, obgleich er doch ganz bequem gesessen hatte, wie gelähmt. Dort vom Denkmal blickte der wohlbekannte Löwe grimmig auf ihn nieder. Die Häuser am Markt schienen ihn mit hundert Fensteraugen höhnisch anzublinzeln. Und da kam Herr Renz, gegen den der Bäckermeister Jünemann in der Gemeindevertretung immer mächtig vom Leder gezogen hatte, wenn er wieder einmal Maßnahmen zur Hebung des Fremdenverkehrs in Klingenheim forderte. Herr Renz pries in einer Ansprache die Schönheiten der idyllischen Stadt Klingenheim. Mitten in seiner wohlvorbereiteten Rede aber blieb er stecken. Er hatte das Ehepaar Jünemann unter den Fremden erblickt, und darauf war er nicht vorbereitet.

Dieser kleine Zwischenfall gab Herrn Jünemann das innere Gleichgewicht zurück, so daß er an dem Besichtigungsgang durch die verträumten Gassen seiner Vaterstadt teilnehmen konnte. Sie hatte sich, wie er bemerkte, wenig verändert. Alles war noch genau so, wie er es in Erinnerung hatte, und diese Erinnerung verursachte ihm ein beklemmendes und doch wohliges Gefühl in der Herzgegend. Hier und da erkannte ihn jemand und zog, ehrerbietig lächelnd, den Hut. Wann hätte ihn je in der Großstadt jemand so achtungsvoll gegrüßt?

Unter den Reisegefährten war des Wunderns und Bewunderns kein Ende. Man fand Klingenheim malerisch, idllyisch und romantisch. Man war erstaunt, nie zuvor von diesem reizenden Städtchen gehört zu haben. „Alle Wetter", sagte ein älterer Herr neben Jünemann, „hier möchte man, wenn man sich zur Ruhe setzt, seinen Lebensabend verbringen!" Am meisten aber wunderte sich Frau Jünemann. An wieviel Schönheiten war sie früher achtlos vorübergegangen! Das alles war ja noch weit schöner, als es die Ansichtskarten in dem dickleibigen Album daheim, in dem sie so oft wehmütig geblättert hatte, wiedergeben konnten! Ihr war, als kehrte sie in ein verlorenes Paradies zurück . . .

Im schattigen Garten des „Lindenhofes" nahm man den Kaffee. Wie erstaunte Herr Lemke, der Lindenwirt, als er Jünemanns unter den Ausflüglern erblickte „Ja, ja", sagte er, als er sich zu ihnen setzte, „die alte Heimat! Sie läßt einen nicht los. Mich wundert nur, daß Sie es so lange ausgehalten haben . . ."

Und dann gesellte sich auch Frau Lemke hinzu und erstattete Bericht über alles, was sich seither in Klingenheim zugetragen hatte. „Aber Sie haben ja den Kuchen noch gar nicht versucht", unterbrach sie sich plötzlich in ihrem Bericht. „Wir beziehen ihn von Ihrem Nachfolger. Ich will ja nicht gerade behaupten, daß er schlecht ist, aber solch ein Apfelkuchen, wie Sie ihn gebacken haben, gibt es in Klingenheim nicht mehr!"

Hernach unternahm die Reisegesellschaft eine Wanderung in die herrlichen Eichenwaldungen, die Klingenheim umgaben.

Jünemanns aber machten Besuche bei ihren Freunden und Bekannten und stellten gerührt fest, daß man sie keineswegs vergessen hatte.

Auf der Heimfahrt am Abend sah Jünemann beständig zum Fenster hinaus. Während der ganzen Fahrt schwieg er hartnäckig, und seine Frau hielt es für angezeigt, ihn darin nicht zu stören.

Erst, als sie im Menschengewühl der abendlichen Großstadtstraße ihrer Wohnung zustrebte, verspürte Jünemann das Bedürfnis, sich mitzuteilen.

„Weißt du", sagte er, „der Apfelkuchen war tatsächlich unter aller Würde. Es ist eine Affenschande, daß der Mann den guten Ruf unseres Hauses mit solcher Ware untergräbt . . . Ich werde mir überlegen, ob ich nicht doch den Pachtvertrag kündige und das Geschäft wieder selbst übernehme. Der Arzt hat mir ja ohnehin Luftveränderung empfohlen, und ich glaube, die Luft in meiner Backstube bekommt mir immer noch am besten!"

„Es war wirklich herrlich", sagte am anderen Morgen Frau Jünemann zu ihrer Freundin, „daß dein Mann zufällig erfahren hatte, diese Fahrt ins Blaue ginge nach Klingenheim! Und wie geschickt er das mit dem Kartenspiel gemacht hat! Nicht den leisesten Verdacht hat Karl geschöpft, daß das mit der Fahrkarte eine abgekartete Sache war. Ja, wenn wie Frauen nicht manchmal dem Schicksal ein bißchen nachhelfen würden . . ."

---

# „Wo es Damens gibt..."

Heiteres Seemannsgarn von I. R. Schmidt.

Hatte ich schon mal von dem Eifersuchtsdrama zwischen Jan und Sebastian erzählt? Ja, es war wirklich zum Lachen. Diese ollen Paddys.

Sie waren also an Land gegangen, und die dicke Heuer in ihrer Tasche hatte sie nach und nach mächtig auf Dampf gebracht. Gegen Abend beschlossen sie plötzlich, sich in eine Dame zu verlieben Zwar hätte diese Absicht allein schon genügt, einem Kundigen, der sie von Bord her kannte, vor Lachen die Tränen zu entlocken. Aber da sie unter sich waren und auch schon ein bißchen geladen hatten, zweifelten sie keinen Augenblick am Gelingen ihres stolzen Planes. „Da fragte es sich also bloß noch, wo wir uns verlieben sollen", meinte Jan wichtig.

„Tjä", sagte Sebastian und kratzte seinen Schädel, „da wäre es ja wohl am besten, wenn wir mal irgendwohin steuerten, wo es Damens gibt, in die sich ein Seemann verlieben kann, nicht?"

Jawoll. Richtig. Dieser Vorschlag leuchtete Jan vollkommen ein, und so kreuzten sie also eine Weile herum. Schließlich gerieten sie nach „Neu-Amerika", einem Matrosen-Ball-lokal, in dem es tatsächlich Damens in Ueberzahl gab, was ihnen ein stolzes Lächeln entlockte. „Das hätten wir ja mal wieder fein gemacht, nicht?" äußerten sie zufrieden, nahmen umständlich in der hintersten Ecke Platz und ließen sich zunächst einmal die Getränkekarte bringen. Endlich, nach der dritten Flasche, brachte Jan die Sprache wieder auf den Gegenstand, der sie hergeführt hatte. „In welche denkst du denn nun, daß wir uns verlieben sollen?" meinte er.

Sebastian kniff die Augen zusammen. „Tjä, in welche? Ich würde ja vielleicht sagen, in die da mit dem grünen Kleid."

„Du meinst also die mit dem roten Haar?"

„Rotes Haar? Du meinst wirklich, daß sie rotes Haar hat? Tjä, ich für meinen Teil muß ja sagen, daß mir rotes Haar gar nicht sympathisch ist. Ich könnte dir da nämlich eine Geschichte erzählen, die ich mal in Hoboken erlebt habe... Nein, rotes Haar ist mir gar nicht sympathisch."

„Dann meinst du also doch wohl die Schwarze?"

„Offengestanden ist mir schwarz bedeutend lieber."

„Ja, aber in die habe ich mich schon verliebt", erklärte Jan plötzlich. — „Du?"

„Ja, du siehst doch, daß sie fortwährend zu mir herüberäugt."

„Zu dir, sagst du?" Sebastian blickte angestrengt in die Richtung. „Ich will hier auf der Stelle lebendigen Leibes von einem Hai verschlungen werden, wenn ich davon auch nur das geringste bemerke", sagte er.

„Und sie hat zu mir herübergeäugt", rief Jan und schlug mit der Faust auf den Tisch. Sebastian schwieg gekränkt.

„Willst du damit vielleicht sagen, daß sie nicht mich, sondern dich gemeint hat, he?"

„Es würde mich gar nicht wundern", meinte Sebastian, „denn was gibt es an dir schon zu sehen."

„Und an dir, du altes Wrack?" schrie Jan empört.

„Wrack sagst du? Nun, du kannst dem Himmel danken, daß ich in so guter Laune heute bin, sonst—. Ich und ein Wrack! Ja, was bist du denn, du ausgelatschter Seestiefel, daß du dir einbildest, daß auch nur eine Dame zu dir herüberäugt? Sie fällt ja um bei deinem Anblick..." Und so stritten sie hin und her und erhitzten sich immer mehr dabei. Währenddessen aber spielte im Saal ununterbrochen die Musik. Die Dame, um deren Besitz Jan und Sebastian so erbittert stritten, hatte sich längst am Arm eines Verehrers entfernt. Aber sie merkten es nicht.

„Und das sage ich dir", schrie Jan, „wenn du es wagst, dich meiner Braut — nun war sie schon zu seiner Braut aufgerückt — auch nur mit einem Schritt zu nähern..."

„Zu nähern? Ich? Deiner Braut?" Sebastians Gesicht drückte plötzlich Entrüstung und tiefsten Ekel aus. „Der Himmel möge mich vor einem solchen Unglück bewahren."

Jan schaute ihn verdutzt an. „Unglück? Willst du damit vielleicht sagen, daß du sie nicht magst, he?" fragte er drohend.

„Und wenn sie zehn Schiffsladungen voll Gold um den Hals hängen hätte, möchte ich dieses Scheusal nicht", schwor Sebastian erbittert. Da brauche ich nur an Hoboken zu denken."

„Ja, nicht wahr, wenn du sie bloß bekommen hättest, nicht?" höhnte Jan.

Ich mag sie nicht, sagte ich dir", schrie Sebastian, stülpte seine Mütze auf und schritt hinaus.

Jan schaute ihm verdattert nach. War das eine Beleidigung? Plötzlich ergriff er seine Mütze und rannte hinter Sebastian her. „Und du denkst, daß ich etwas mag, was du nicht magst?" schrie er aufgebracht.

Sollte man es für möglich halten? Da standen sie also und begannen ihren Streit von neuem. „Was ist denn mit euch beiden los?" fragte einer von Bord, der zufällig vorüberkam.

„Er hat sich da in eine Schwarze verknallt", sagte Jan, „und will es nicht zugeben."

„Verknallt? Ich? Ja, hast du Worte —? Ich mag sie nicht, habe ich dir gesagt", schrie Sebastian.

„Soll das vielleicht heißen, daß ich sie mag?" schrie Jan.

Der andere schüttelte den Kopf. „Erlaubt mal, Kinder, bei euch ist es wohl nicht mehr ganz richtig hier oben, wie? Wenn du sie nicht magst und er sie nicht mag, was wollt ihr denn noch mehr? Hat man so was schon erlebt?"

Jan und Sebastian schauten sich an. Dann schüttelten sie die Köpfe und schritten kleinlaut weiter. „Ja, das kommt davon", seufzte Jan. „Die Liebe!"